

BESPRECHUNGEN

Jeremias, Alfr.: Jüdische Frömmigkeit (Religionswissenschaftliche Darstellungen für die Gegenwart, Heft 2). Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1927. 62 S., 8°, M 2.—

Der Verfasser zeichnet auf Grund seiner vielfachen Verbindungen mit dem Ostjudentum zunächst die Frömmigkeit der Orthodoxen, dann die der sogenannten Chassidim (Frommen). Er führt in ihre Geistesverfassung ein, schildert ihre Frömmigkeitsäußerungen und bespricht ihr Kirchenjahr, ihre religiösen Zeremonien und Gebräuche. So erfährt man manche interessante Einzelheiten aus einer uns sonst ziemlich unbekanntem Welt. Werte für die christliche Frömmigkeit sind in dem Büchlein jedoch nicht zu suchen.

H. Wiesmann S. J.

Dürr, Lorenz: Alttestamentliche Parallelen zu den einzelnen Sonntagsevangelien. Berlin, Verlag der Germania. 1928. 178 S. 8°. M 3.—

Wie der Titel besagt, werden hier Stücke aus dem Alten Testament geboten, die inhaltlich gewisse Parallelen zu den Sonntagsevangelien des Kirchenjahres bilden. Die Auswahl ist mit Geschick und Geschmack getroffen und wirklich geeignet, den Gläubigen die religiösen Schätze der Hl. Schrift in reichem Maße zu erschließen. Ein treffliches Büchlein, das für Predigt sowohl als auch (private und gemeinsame) geistliche Lesung wärmstens empfohlen werden kann. Hoffentlich schenkt uns der Verfasser auch noch die Parallelen zu den Evangelien der Hauptfeste, die er hier nicht berücksichtigt hat.

H. Wiesmann S. J.

Dürr, Lorenz: Religiöse Lebenswerte des Alten Testaments (Veröffentlichung des kath. Akademikerverbandes). Freiburg, Herder, 1928. VIII u. 154 S. 8°. Geb. M 4.20.

Das Büchlein will nicht so sehr in die Betrachtung des Alten Testaments einführen, als vielmehr weitere Kreise für die Beschäftigung mit ihm gewinnen. Zu dem Zwecke behandelt es dessen religiösen

Wert zunächst im allgemeinen (1. Teil), dann im besonderen in einzelnen Erscheinungen (2. Teil). Der Verfasser setzt sich mit der Begeisterung und dem Geschick des Fachmannes für seine Sache ein, und ich wünsche aufrichtig, daß er mit seinen Bemühungen großen Erfolg haben möge. Ob er ihn erzielen wird, ist mir allerdings etwas zweifelhaft. Der Alttestamentler darf sich nämlich die entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verhehlen. Die orientalische Gedankenwelt liegt dem Europäer viel zu fern, als daß er sich ohne eindringendes Studium in sie wirklich einleben und sich in ihr heimisch fühlen könnte. Wenn ferner der Laie die im Büchlein ausgewählten Beispiele liest, kommt er leicht auf den Gedanken, daß das Alte Testament ganz oder doch größtenteils auf der bezeichneten literarischen und religiösen Höhe stehe; er wird aber stark ernüchtert werden, wenn er die Schriften selbst zur Hand nimmt. Auch die Darstellungsweise wird ihm vielfach übertrieben erscheinen und seinem an den klassischen und modernen Literaturen verfeinerten Geschmack nicht entsprechen. Man kann doch kaum 10 Zeilen eines biblischen Textes lesen, ohne auf Stellen zu stoßen, die unser ästhetisches Empfinden verletzen oder uns doch fremd anmuten. Anspielungen auf Einrichtungen und Ereignisse setzen Kenntnisse voraus, die die wenigsten mitbringen und wenige sich anzueignen Lust haben werden. Die Wertung so mancher Erscheinungen in Natur und Geschichte kommt der heutigen Erfahrung und Entwicklung vielfach kleinlich vor. Wenn sich schließlich noch unser christliches Gefühl an so manchem stößt, so scheinen mir die Aussichten, das Alte Testament, auch nur in seinen kostbarsten Stücken, wieder zu einer Lebens- und Kraftquelle des Innenlebens machen zu können, nicht gerade viel versprechend zu sein.

H. Wiesmann S. J.

Miller, Athanasius, O. S. B.: Das Hohe Lied. Bonn, Hanstein, 1927. VIII u. 76 S. 8°. Geb. M 4.—

Das Hohe Lied wurde von jeher in der Liturgie, Aszetik und Mystik stark verwer-

tet. Da diese drei in unseren Tagen eine erhöhte Pflege erfahren, ist ihnen allen eine neue gute Bearbeitung gewiß willkommen. Die vorliegende kann aufs beste empfohlen werden: sie entspricht den Anforderungen der Wissenschaft und der kirchlichen Lehre. Die Erklärung trennt zweckmäßig den buchstäblichen Sinn (das bräutlich-eheliche, in idealer Gestalt geschilderte Verhältnis) von dem höheren geistlichen (die liebevolle Vereinigung Gottes mit der Menschheit). Das Büchlein ist mit sorgfältigem Fleiße, mit wohlthuender Besonnenheit und großer Liebe abgefaßt.

H. Wiesmann S. J.

Soiron, Thaddaeus, O. F. M.: Das Heilige Buch. Anleitung zur Lesung der Heiligen Schrift des Neuen Testaments (Veröffentlichung des kathol. Akademikerverbandes). Freiburg, Herder, 1928. VIII u. 152 S. 8°. Geb. M 4.20.

Der Verfasser spricht in der Einleitung von dem Wert, dem Zweck und den Arten der religiösen Schriftlesung und der für sie erforderlichen Geistesverfassung. Dann behandelt er in theoretischen Darlegungen und praktischen Ausführungen die Methode der kursorischen, systematischen und pragmatischen Lesung, um so in leichter, jedem verständlicher und angenehmer Weise in das „Wunderland der Heiligen Schrift“ einzuführen. Ein wirklich feines und im ganzen sorgfältig gearbeitetes Büchlein, nicht nur für Geistliche brauchbar, sondern auch für Laien, die sich in das Buch der Bücher einlesen wollen; ganz besonders gute Dienste aber wird es solchen leisten, die berufsmäßig eine zwar von allem wissenschaftlichen Apparat freie, aber doch gediegene und umfassende Anleitung zur religiösen Schriftlesung und Schriftbetrachtung zu geben haben.

H. Wiesmann S. J.

Schwenn, Friedrich: Gebet und Opfer. Studien zum griechischen Kultus. Heidelberg, C. Winter, 1927. 144 S. 8°. Geb. M 8.50.

Die bezeichnete Schrift bildet den achten Band der religionswissenschaftlichen, von Wilh. Streitberg begründeten Bibliothek. Sie enthält vielfache dankenswerte Hin-

weise auf den Umformungsprozeß, den die „primitive Religion“ durch den griechischen Geist in einer vielhundertjährigen Tradition erfahren hat. „Die Tradition beginnt in der Urzeit des Menschengeschlechtes, vielleicht noch auf einer vormenschlichen Stufe (!) und sie setzt sich überall auf der Erde bis in unsere Zeit fort.“ Eine Ur-offenbarung kennt der Verfasser nicht. Heftige Affekte, Zaubersprüche, denen man magische Kraft zutraute, aus Not und Schrecken der Menschenbrust erpreßte Schreie um Hilfe, die man von belebt gedachten Dingen und Naturserscheinungen erwartete, waren die formlosen Anfänge, aus denen der schöpferische Schönheitssinn der Griechen zwei Hauptelemente der Religion herausbildete, Gebet und Opfer. Aus dem Gesagten ist der Standpunkt des Verfassers hinreichend ersichtlich, den wir natürlich ablehnen. Im ersten Teil der Arbeit werden liturgische Stücke (Eleusis, Dionysos), homerische und den Tragikern entnommene Gebete analysiert, nach ihrem Kunstwert gewürdigt und auf ihre Vorgeschichte untersucht. Im zweiten Teil kommen die verschiedenen Arten des Opfers (Gelübdeopfer, Schutzopfer, Sühnopfer) zur Sprache. Es wird gezeigt, aus welchen Ursachen gewissen Tieren (Hühnern, Tauben u. a.) ein heiliger Charakter beigelegt wurde. Eine breitere Ausführung ist den „Buphonien“ (Stieropfern) gewidmet, um insbesondere die vermeintliche Übertragung der „Kraft“ des Opfertieres auf den Opfernden zu erklären (Speiseopfer). Mancherlei in all diesen Deutungen wird mit Vorsicht aufzunehmen sein. Für einen bibelgläubigen Leser fehlt es nicht an mehrfachem, schwerem Anstoß, weil in der Vergleichung der verschiedenen Riten und kultisch betonten Geschehnisse heidnisches, jüdisches und christliches Traditionsgut auf ein und derselben Linie erscheint. Das bei Josue, cap. 10, 12 ff., erzählte Wunder soll sein Gegenstück in der Ilias, B 400 ff. haben. Das Passahopfer, das Moses anordnete (2 Mos. XII, 14 ff.), findet seine einzelnen Parallelen bei verschiedenen heidnischen Opfergebräuchen. Wie Gebet und Zauberspruch oft ineinander übergehen, „so ist auch das Vaterunser... schon früh zur magischen Formel geworden“. Doch genug solcher Beispiele! Sie zeigen, wohin die „vergleichende Religionswissenschaft“ un-

scerer Tage führen kann. Aber nicht alle ihre Vertreter gehen so weit wie Marett und „die weit überwiegende Mehrzahl der Religionshistoriker“, die das magische Wort für die Vorstufe oder Urform des Gebetes halten. „Fr. Heiler setzt an den Anfang der Religion die Selbstoffenbarung Gottes, deren Reaktion von seiten des Menschen u. a. das Gebet ist; für ihn ist alles spätere Beten nur ein Nachhall des ersten Gebetes, das sich von den Lippen des Urmenschen löst.“ Diese mit dem Offenbarungsglauben vereinbaren Worte zitiert der Verfasser aus der „tiefgründigen Untersuchung“ Heilers S. 65 und verweist auf dessen Werk „Das Gebet“, S. 15 ff. In der mir zu Gebote stehenden 3. Auflage (1921) ist das Zitat nicht zu finden.

Joseph Stiglmayr S. J.

Dölger, Franz Joseph: **Ichthys**. Der Heilige Fisch in den antiken Religionen und im Christentum. Bisher 4 Bände in 4^o: I² 1928; II 1922; III 1922; IV 1928. Band I—IV enthalten: LXXXIX u. 1150 S., 79 Bilder im Text, 289 Tafeln mit 754 Abbildungen; in Leinwand geb. RM 108.— Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

Das monumentale, weithin bekannte und mit den glänzendsten Anerkennungen kompetenter Beurteiler gefeierte Werk Dölgers „Ichthys“ liegt jetzt in vier Bänden vor und soll „in Kürze“ mit dem Erscheinen des fünften Bandes zum Abschluß gebracht werden. Die Leser der Zeitschrift „Asize und Mystik“ dürften ein berechtigtes Verlangen haben, mit dem großartigen Unternehmen, das überraschende Einblicke in das religiöse Leben der frühchristlichen Jahrhunderte gewährt, näher bekannt zu werden, wenn es auch vor allem das Interesse der gelehrten Fachgenossen in Anspruch zu nehmen geeignet ist.

Wie der gelehrte Verfasser selbst erzählt, ist er vor mehr als zwanzig Jahren (1907) durch die berühmte Stelle aus Tertullians Schrift *de baptismo* cap. 1 *nos pisciculi secundum Ichthyn nostrum Jesum Christum in aqua nascimur etc.* angeregt worden, dem Problem des Fischesymbols näher nachzugehen. Der Stoff mehrte sich ins Ungeheure, die Arbeit nahm einen universalistischen Cha-

rakter an, weil sie, um „Ersprößliches zu leisten“, weit in die antike heidnische Kultur übergreifen mußte. Im Überblick zeigt sie nun folgende Gliederung:

I. Band (Textband), in 1. Auflage erschienen 1910 (Rom), mit dem Untertitel: *Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit*. Religionsgeschichtliche und epigraphische Untersuchungen. Zugleich ein Beitrag zur ältesten Christologie und Sakramentenlehre. Die zweite, 1928 erschienene Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten, zu dem sich Dölger „nur nach Überwindung schwerster Bedenken“ entschlossen hat, weil Zeit, Kraft und Geld fehlte, um dem gegenwärtigen Stande seines Wissens gerecht zu werden. Doch hat er die seit 1910 ihm bekannt gewordenen Denkmäler eigens zusammengefaßt und der Neuausgabe vorangestellt. Sie führt einen neuen Untertitel: *Ichthys als Kürzung der Namen Jesus Christus Theu hyios soter* und bezeichnet sich als zweite, durch neue Funde vermehrte Auflage.

Im II. Band ist die Kult- und Religionsgeschichte des Fisches dargestellt unter dem Titel: „Der heilige Fisch in den antiken Religionen und im Christentum.“ Das christliche Fischsymbol war, wie der Verfasser bemerkt, ehemals ein Sinnbild voll frischen Lebens; seit dem 6. Jahrhundert war es mit seiner Lebenskraft vorbei — nur halbversteinert ist es uns erhalten geblieben. Man hatte es versäumt, den Ichthys aus der gesamten Umwelt der antik-heidnischen, jüdischen und christlichen Kultur zu verstehen. Ihm für das wissenschaftliche Verständnis unserer Zeit wieder frisches Leben zu geben, war das Ziel des mächtigen, durch Stoffreichtum und exakte Arbeit ausgezeichneten Bandes.

Die fein ausgeführten Abbildungen zum Text bietet der III. Band.

Man wird nun erwarten, daß der folgende IV. Band auch wieder zuerst den Text bringt und daß dann im Schlußband V die Tafeln beigegeben werden. „Aber die Verhältnisse des Büchermarktes und die gesunkene Kaufkraft des Geldes haben es leider notwendig gemacht, den Tafelband zuerst hinauszuschieben ohne den erklärenden Text. Doch auch so ist der Band schon wirksam. Die Bilder sind mit ihren Unterschriften vielfach so klar, daß sie für sich

selber sprechen. " Den Inhalt bezeichnet die Titelüberschrift: Die Fischdenkmäler in der frühchristlichen Plastik, Malerei und Kleinkunst. Tafel 105 bis 293 bieten denn auch ein überreiches Anschauungsmaterial, das vielfach aus den entlegensten Winkeln der alten Kulturwelt hervorgeholt werden konnte.

Mit Spannung sehen wir dem entsprechenden Textband (V) entgegen. Manche Schwierigkeit der christlichen Archäologie hat schon bisher durch die vergleichende Methode Dölgers eine überraschend einfache Lösung gefunden. Lang umstrittene Fragen, wie z. B. das Problem der Aberkiosinschrift, sind zugunsten der christlichen Deutung entschieden worden. Weitere glückliche Resultate stellt der V. Band in Aussicht. Nicht ohne etwas schalkhaften Humor hat der Verfasser auf dem Titelblatt des Tafelbandes (IV) ein Bildchen angebracht, das die Meerfahrt des Herkules im Sonnenbecher darstellt. Der antike Heros führt Keule und Bogen! Ein Prognostikon, daß im Schlußband „so manche starke Behauptung der Religionsgeschichte und so manche feste Meinung der christlichen Archäologie“ noch zu Boden sinken wird.

Verschiedene, selten so erwünscht zusammentreffende Umstände haben die enorme Leistung, die hier vorliegt, ermöglicht. Der Verfasser ist mit einem vorzüglichen Spürsinn, einem seltenen Grad von Akribie und einer sichern Kombinationsgabe ausgestattet. Eine feurige Liebe zur Sache und eine nie versagende Rührigkeit und Zähigkeit in Verfolgung des gesteckten Zieles haben ihn bestimmt, seine ausbreiteten Kenntnisse auf theologischem, philologischem, archäologischem und religionsgeschichtlichem Gebiete in den Dienst einer Jahrzehnte langen Erforschung der aus dem antiken und christlichen Altertum erhaltenen Spuren der Fischsymbolik zu stellen. Seine Reisen führten ihn nicht bloß einmal nach Dalmatien, Istrien, Ungarn, Sizilien, Tunis, Algier, Griechenland usw. Eine äußerst rege Korrespondenz erzielte ebenfalls mannigfache wertvolle Beiträge. Die Direktionen von mehr als einem Dutzend weltberühmter Museen, Gelehrte höchsten Ranges ohne Unterschied der Konfession und vor allem Prälat Dr. A. de Waal vom Campo Santo haben durch

freundliches Entgegenkommen die Arbeit gefördert.

Nun werden wir inne, wie der „heilige Fisch“ auf heidnischen und christlichen Epitaphien, als Symbol der Seele bei den Ägyptern und im Christentum, als punisches und christliches Enkolpion u. a. eine so bedeutsame Rolle spielt. Wenn das Fischsymbol in der Taufliturgie, beim eucharistischen Mahl, als Abkürzung der fünf Worte: Jesus Christus, Gottes Sohn Heiland in christlichen Kreisen die weiteste Verbreitung fand, so liegt unter vielen andern Belegen hier der eine wieder für die Tatsache vor, daß aus den die Christen umgebenden heidnischen Kulturverhältnissen mehrfache Umwandlungen, Anpassungen, Inhaltsverschiebungen erfolgt sind. So ist ja auch das Pantheon des heidnischen Rom zu einer christlichen Kirche S. Maria ad Martyres umgewandelt worden. Die Lichtprozession an Mariä Lichtmeß hat Papst Gelasius 494 eingeführt, um das Luperkalienfest zu verdrängen, das mit Lichtprozessionen anfangs Februar stattzufinden pflegte. Clemens von Alexandrien preist Christus als den wahren Orpheus, dessen Lied wir lauschen sollen und dessen Bild in den Katakomben erscheint, um die unwiderstehliche Macht der Gnade Christi auszudrücken. In die sprachliche Hülle griechischer und lateinischer Ausdrücke kam ein höherer Inhalt, den erst die neue Religion vermittelt hatte. Mit hoher Befriedigung ist zu konstatieren, daß das wie auch immer der Antike entnommene oder angeglichene Fischsymbol eine berechtigte Illustration zu Col. 3, 17 bildet. Die Jünger des Apostels werden ermahnt: Omne quodcumque facitis in verbo aut in opere, omnia in nomine Domini Jesu Christi. Das Bild des Fisches, das bei verschiedenen Anlässen, zumal in den eucharistisch zu deutenden Mahlzeiten, ihnen vor Augen stand, und die aus dem Worte Ichthys abzulesenden Namen Jesu sprechen ein vieltausendfaches lautes Bekenntnis des Glaubens an Christus. Auf Grabmälern, über Haus- und Grabeingängen, an den Wänden der Basiliken, auf Gemmen, Stempeln und Enkolpion — immer und überall kehrt die Erinnerung wieder an den heiligen Fisch, das Sinnbild Christi. So empfängt denn auch die christliche Aszetik eine willkommene Bereicherung aus dem schönen Werke, das

die Sprache der ersten christlichen Jahrhunderte in neuer Weise verstehen lehrt. Schließen wir mit einem Urteile von höchster Warte. Papst Pius XI. äußerte sich in einem längeren Schreiben, daß er „mit Freuden die schönen und interessanten Veröffentlichungen bewundert“, und „stellt mit wahrem Vergnügen das große Verständnis fest, wie die großen und reifen Früchte der gründlichen Studien und des Geistes der öffentlichen Bildung und Wissenschaft dienstbar gemacht werden“.

Joseph Stiglmayr S. J.

Leclercq, Henri Dom. : *Saint Jérôme*. Louvain (Löwen), Em. Warny, 1927. 175 S. 12^o. Fr. 12.50.

Nachdem F. Cavallera sein großes und gründliches Werk über den hl. Hieronymus herausgegeben hat (Louvain 1922), erachtete es H. Leclercq für eine leichte Arbeit, die „große Gestalt“ des Heiligen einem weitem Leserkreise nahezubringen. Seine Absicht ging nicht dahin, einen Panegyrikus zu schreiben oder eine erbauliche Lektüre zu bieten. Er wollte eine „unparteiische und objektive“ geschichtliche Darstellung liefern. Wenn man die 18 Kapitel des Buches mit den direkten Belegen aus den Briefen und Schriften des Hieronymus gelesen hat, wird man, wenn auch mit widerstrebendem Empfinden, zugeben müssen, was Leclercq im Schlußwort zusammenfassend sagt. *On a essayé ici de montrer ce qu'il fut; on n'a pas dissimulé les rudesses et les outrances de son tempérament, les aspérités de son caractère, les rancunes et les tendresses de cette âme brûlante, par-dessus tout son labeur effréné, fanatique pour l'honneur de l'Eglise et du Christ qu'il savait servir ainsi, en usant des dons qui lui avaient été départis... il n'était pas toujours aimable, mais ceux, qui ont beaucoup à faire, n'ont pas le temps d'apprêter leur sourire et de cultiver la bonne grâce; il a été pleinement ce pour quoi Dieu l'avait mis sur terre: un savant, un homme et un saint. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Verfasser die Züge des „Heiligen“ stärker herausgearbeitet hätte; der „Gelehrte“ und noch mehr „der Mensch“ treten fast allein und überwiegend hervor. Die gewaltigen Kämpfe, die der heißblütige, cholerische, reizbare Hieronymus mit seinem „halbbarbarischen“ Naturell zu füh-*

ren nicht müde wurde, und die schonungslose, aufreibende Arbeit für die Wahrheit des Glaubens und die Ehre Christi und der Kirche, die ihm höher stand als Menschen-gunst, verdiente eine stärkere Betonung. Aus den explosiven Äußerungen seines Zornes, Spottes und derben Witzes kann man allerdings leichter ein drastisches Porträt gestalten, weil er selbst das literarische Material dafür reichlich genug hinterlassen hat. Weniger leicht ist es, in die innerste Tiefe einer solchen ungewöhnlichen Psyche zu dringen, wo sie dem göttlichen Richter allein gegenüber steht, der alles zugleich sieht und Gründe der Entschuldigung und Sühne kennt, die nach außen hin sich nicht offenbaren.

Im übrigen verrät Leclercq auch in diesem Werk seine längst bewährte Meisterschaft und Gelehrsamkeit auf dem Gebiete kirchenhistorischer Studien. Fesselnd, mit kurzen aber sicheren Strichen zeichnet er das halbklösterliche Leben jener frommen Römerinnen auf dem Aventin, denen Hieronymus nebst aszetischen Anweisungen auch Unterricht im Hebräischen erteilte. Das Verhältnis des bibelkundigen Gelehrten zu Papst Damasus, die nach dessen Tod einsetzende allgemeine Erbitterung über den rücksichtslosen Kritiker der sittlich-religiösen Zustände in Rom, die schroffe Zurechtweisung der armen, um den frühen Tod ihrer Tochter Blesilla trauernden Paula, die maßlose Streitschrift gegen Jo-
vinian, die eine bedenkliche Geringschätzung der Ehe zu enthalten schien (un succès de scandale) und andere im allgemeinen schon bekannte Vorfälle treten hier in neue, scharfe Beleuchtung. Leclercqs Beurteilung der rigorosen aszetischen Grundsätze des Hieronymus verdient besondere Beachtung. Er will der Verweichlichung entgegenarbeiten, die sich seit dem Siege des Christentums in der Kirche eingeschlichen. *À défaut de ces bienheureux pétils, qui jadis maintenaient tous les ressorts de la vie religieuse à une tension aiguë, il veut créer des devoirs difficiles, des perfections inaccessibles qui exigent autant d'héroïsme que les anciens supplices.* Die Charakteristik, die Leclercq S. 105 f. vom Wesen eines so ungewöhnlichen Mannes wie Hieronymus entwirft (*Jérôme frondeur — c'est avant tout la fougue passionnée de son caractère que tout, dans sa biographie, con-*

court à expliquer), lehrt schließlich auch die unerquickliche, allerdings vorübergehende Fehde mit einem hl. Augustinus, das gering-schätzigste Benehmen gegen einen hl. Ambrosius und vollends die alle Grenzen überschreitende Abwehr gegen Rufinus verstehen. — Trotz allem werden wir nie vergessen, welche nicht genug zu schätzenden Früchte wir dem unermüdlischen, eiser-nen Arbeitsdrange des Mannes zu verdan-ken haben. Um von den andern Schriften abzusehen, was für ein außerordentliches Verdienst um die kirchliche Wissenschaft hat er sich durch seine Bibelübersetzungen erworben! „Er ist in seiner literarischen Wirksamkeit der Mittler zwischen Abend-land und Morgenland, berufen, dem heimatlichen Abendlande neue Kreise zu erschließen und neue Ziele zu stecken“ (Bardenhewer).

Joseph Stiglmayr S. J.

Bertrand, Louis: Der heilige Augustin. Übertragen von Max E. Graf von Platen-Hallermund. Paderborn, Schöningh, 1927. 328 S. 8°. M 6.50.

Die große Zahl von Biographien des heiligen Augustin ist durch ein neues Werk von Louis Bertrand nicht einfachhin vermehrt, sondern im schönsten Sinn des Wortes bereichert worden. Der Verfasser gesteht, daß gegenüber „den Bergen von Druckbänden“, welche die Schriften des Heiligen enthalten, Mut und Ausdauer erforderlich ist, um sich in diesem Labyrinth von Theologie, Exegese und Metaphysik zu rechtzufinden. Er hat es aber wahrlich an begeisterter Hingabe an seine Arbeit nicht fehlen lassen und darüber eine „innige Sympathie und tiefe Bewunderung“ für den großen Lehrer und Streiter der Kirche gefaßt. Doch war sein Hauptzweck nicht so sehr, eine literarische Studie zu liefern, als vielmehr ein von lebendigster Anschaulichkeit und Empfindung getragenes Persönlichkeitsbild darzustellen. Das ist ihm in vorzüglicher Weise gelungen. Der überwältigende Eindruck, der den Leser nimmer losläßt, beweist es. Aus der Fülle einer erstaunlichen Detailkenntnis heraus ist die Kultur des zu Ende neigenden Römerreiches, vornehmlich in Afrika und Italien, nicht so fast in einfachen Linien gezeich-

net, als vielmehr in dramatischer Lebendigkeit geschildert. Wie unmittelbar tritt uns das Leben und Treiben in dem kleinen, freundlichen Municipium Tagaste vor Augen, wo der Knabe Augustinus die Zeit der Kinderspiele und der angsterfüllten Elementarschule verlebte! Ähnlicher Anschaulichkeit erfreut sich die Schilderung von Madaura, wobin Augustin zum Studium der Rhetorik geschickt wurde. Bertrand meint: „In der lichtdurchfluteten, kalten Ebene von Madaura die symbolische Grundform für das Gesamtwerk Augustins zu finden; denn sie kennt, so wie die Seele Augustins, keine Schatten und färbt sich in seltsamen, wunderbar leuchtenden Reflexen, die von weither zu kommen scheinen, von einem Gebiet, das dem Menschenauge unsichtbar ist.“ Im „Zauber-banne Karthagos“ erhält der Studierende die stärksten Eindrücke. Die Schönheit und die Reize der lebensfreudigen Stadt, ihre geistigen und sinnlichen Genüsse nahmen ihn ganz gefangen. Noch feinere, verwehlichende Verführungskünste, das Theater, die Verse der Dichter und die Lieder der Musiker wirkten auf ihn ein. Um nur ein paar Prachtstücke kulturhistorischer Schilderung hervorzuheben, sei auf die zum Greifen nahegerückte „Goldene Stadt“, das weltberühmte Rom, auf den Einzug des siegreichen, beutegierigen Alarich durch ihre Tore, auf das wilde Treiben der Donatisten in Afrika, auf die Schrecken der Belagerung von Hippo verwiesen.

Innerhalb dieses reichen und großartigen Rahmens, wie ihn nur Bertrands persönliche Bekanntschaft mit den historischen Schauplätzen und eine geniale Beobachtungsgabe herstellen konnte, spielt sich das mit ergreifendsten Seelenkämpfen erfüllte Leben Augustins ab. Aus seinen Confessiones kennen wir den langwierigen Prozeß seiner Bekehrung, den inneren Aufstieg aus den Tiefen verirrter Sinnlichkeit und geistiger Wissensqual zu der verklärten Höhe reiner Gottesliebe und friedvoller Glaubensfreudigkeit. Bertrand kann hier nichts wesentlich Neues bringen, aber durch meisterhafte Gruppierung und Beleuchtung der einzelnen Etappen und konkreter Nebenumstände fördert er bedeutsam das Verständnis der Augustinischen Texte. Für die späteren Partien des Lebens, über welche die Confessiones schweigen, über die

Erhebung zur Bischofswürde und die an Mühen, Sorgen, Leiden und Kämpfen überreiche Verwaltung des Episkopates sind andere Quellen, zumeist Briefe und theologische Schriften des Heiligen selbst und neuere hervorragende Werke benützt worden. Auf diese Weise ist auch der letzte Abschnitt der Biographie in wohlabgerundeten Kapiteln mit gleicher Klarheit und fesselnder Schönheit dargeboten. Nebst den äußeren politischen Verhältnissen, die immer düsterer sich gestalten, wird noch dem berühmten Werke vom „Gottesstaat“ eine besondere Würdigung zuteil. Eine freundliche Partie in dieser von Bangen und Schrecken durchzuckten Schlußperiode bildet die Darstellung der einfachen, brüderlich und volkstümlich gehaltenen Art, wie Augustinus seinen Leuten in der „Basilika des Friedens“ unermüdlich zu predigen pflegte. Der Leser glaubt sich unmittelbar in den Kreis der begierig lauschenden Menge versetzt.

Die Übersetzung, bezw. Übertragung ist ein stilistisches Meisterwerk deutschen Idioms. An einigen Stellen mag vielleicht der Originaltext eine zu kräftige Nuancierung erhalten haben. Wenigstens berührt es uns etwas befremdlich, wenn es von den Eltern Monikas, die bei den Verlockungen der Donatisten unentwegten Widerstand geleistet hatten, „in ihrer Überzeugung starrsinnige Menschen“ genannt werden. Die alte Dienerin in Monikas Familie, ausgezeichnet durch ihre während der Christenverfolgungen bewährte Glaubensstreue, soll „ein wenig fanatisch“ gewesen sein. Monika selbst war „in Erfüllung ihrer katholischen Pflichten übertrieben genau“. Doch „nichtsdestoweniger konnte sich ihr pedantischer Geist (!) den Umständen anpassen“. Unrichtig ist die Übersetzung iam consumpta spe huius saeculi (Conf. IX 10, Worte der sterbenden Monika). Der Sinn ist nach dem Zusammenhang: alle Hoffnung auf diese irdische Welt ist für mich vorüber. Mit Recht hebt Bertrand hervor, daß Augustin, als er gegen die Donatisten das brachium saeculare anrief, in wirklicher Nothwehr gegen die mordenden und sendenden Banden der Ketzler handelte. Über den Verkehr Augustins mit dem heiligen Ambrosius von Mailand scheint das Urteil Bertrands u. E. überspitzt. Die Worte Conf. V, 13: Suscepit

me paterne ille homo Dei et peregrinationem meam satis episcopaliter dilexit können gewiß nicht so gedeutet werden, als ob die letzten drei Ausdrücke „fast den Charakter einer kleinen Bosheit gegen den Heiligen hätten“. Sie besagen vielmehr, daß Ambrosius den unsteten Ankömmling nicht nur mit der Liebe eines Vaters (paterne!), sondern auch mit der heiligen Sorglichkeit eines Bischofs aufnahm. Die weiteren Andeutungen, die Bertrand gemäß seiner Auffassung über die „auffallende Gleichgültigkeit des Bischofs“, über dessen „Mißfallen an dem überspannten Gemüt des Afrikaners und seinen ewigen Glaubenszweifeln“ macht, müssen wir ebenfalls ablehnen. Die „Klage“ Augustins: „Zu dieser Zeit hätte man in mir einen Schüler gefunden, begabt und gelehrt wie kein zweiter, wenn sich nur damals jemand der Mühe unterzogen hätte, mich zu unterrichten“ (S. 192), ist nicht wörtlich in den Conf. zu finden, sondern (wohl nach VI 3) frei formuliert, während Augustinus den Ambrosius aufrichtig entschuldigt.

Joseph Stiglmayr S. J.

Reul, Augustin: Die sittlichen Ideale des heiligen Augustinus. Paderborn, Schöningh, 1928. 168 S. 8^o. Geb. M 4.50.

Unerschöpflich ist der Reichtum an theologisch-wissenschaftlichen Anregungen, welche Augustinus, ein Geistesriese ohne gleichen, in seinen Werken der Nachwelt hinterlassen hat. Die bezeichnete Schrift Reuls ist ebenfalls ein schöner Beweis dafür. Die „sittlichen Ideale“ des Heiligen (wir haben an die drei theologischen und die vier Kardinaltugenden zu denken) erscheinen hier in neuer, klarer und anmutender Beleuchtung. Aus den eigenen Schriften Augustins, insbesondere aus seinen Predigten, aus den antiken ethischen Schriften (Plato, Aristoteles, Plotin, Stoa, Cicero) und aus den christlichen Vorgängern Augustins ist eine übersichtliche Zusammenstellung geboten, welche erkennen läßt, inwieweit Augustin von dem vererbten Gedankengut Gebrauch gemacht hat und wie er vielfach darüber hinausgeschritten ist. Eine umfangreiche Benützung der neueren gelehrten Literatur über die ethischen Probleme sichert den Ausführungen des Verfassers wohlthuende,

sichere Gewähr und eröffnet weitere geschichtliche Perspektiven auf dem interessanten Gebiete der Moralstudien. Der Grundgedanke und das Ziel der „sittlichen Ideale“ Augustins ist das „wahre glückliche Leben“ aus Gott und in Gott. Die Hauptwege, die dazu führen, sind Glaube, Hoffnung und vor allem die Liebe. Die Ideale, die aus den sittlichen Tugenden (fortitudo, prudentia, temperantia, iustitia) sich entfalten, sind die Ideale vom „christlichen Helden“, vom „treuen Menschen“ und vom „wohlausgebildeten Leibe“. Die Klugheit erscheint verklärt zum Ideal „des christlichen Weisen“. Zum Bereich der Mäßigung gehört Mäßigkeit, Keuschheit, Jungfräulichkeit, Demut (in ihrem Gegensatz Stolz). Gerechtigkeit schließt auch Wahrhaftigkeit, Freigebigkeit, Arbeitsamkeit, Dankbarkeit, Pietät und Feindesliebe ein. Der Schlußabschnitt skizziert das „System der Augustinischen Ideale“. Er bildet den wertvollsten Teil des Werkes. „Rang und Ordnung in einzelnen Idealen“ kommt zur Darstellung. Das einigende Band derselben ist die Liebe; bei den einzelnen Idealen (Tugenden) kann es sich nur um „Formen der einen Caritas“ handeln. Sie ist „die Seele und einhentliche Ursache der realen Mannigfaltigkeit von Idealen und Tugenden“. Berechtigte Hervorhebung erfährt die Art und Weise, wie Augustin die Leidenenschaften und Affekte in den Dienst seiner Ideale stellt (de civ. Dei XIV 9). Er zeigt, daß sie nicht bloß zu beherrschen sind, sondern auch, durch ein ethisch-religiöses Motiv und Ziel bestimmt, mit ihrer Triebkraft die Liebe fördern. So bei Moses, Paulus, Petrus. „Seelen von kraftvoller und sittlich reicher Anlage entwickeln oft vorher gewisse Fehler, die erkennen lassen, für welche Tugend sie nach rechter Belehrung und Ausbildung besonders begabt sind.“ Augustin könnte ja ebenfalls mit seinem leidenschaftlichen Hunger nach Wahrheit und Liebe als klassisches Beispiel dienen. Zuletzt weist Reul noch auf Gregor den Großen, Alkuin, Abälard, Petrus Lombardus, Albertus Magnus und Thomas von Aquin hin, um das bedeutende Nachwirken der Augustinischen Ideale zu kennzeichnen. „Augustins System der Ideale, das die ganze Zeit bis dahin (Thomas) beherrschte, findet durch den dialektischen Ausbau des Aquinaten einen rela-

tiven Abschluß, indirekt aber doch wieder neue Verbreitung. Ein leideriger Druckfehler liegt offenbar vor S. 100: „in jeder Äußerung Harnacks“ statt „in jener“. Die Wendung S. 98: Augustin „selbst ein asketisches Vorbild der Jungfräulichkeit“ kann mißverstanden werden; sie würde auf einen hl. Aloysius besser passen, der strenge Aszese mit vorbildlicher Jungfräulichkeit verband. *Joseph Stiglmayr S. J.*

Augustinus: Der erste Religionsunterricht. Übersetzt und mit einem Auszug aus den Erläuterungen des Fürsterzbischofs Aug. Gruber hrsg. von Florian Auer S. J. Innsbruck, Rauch, 1927. 214 S. 8°. S 3.60.

Nachtgedanken des heiligen Augustinus. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Arnoldi, Bisch. v. Trier, und M. Heuser, Pfr.; neu herausgegeben von Karl Kammer, Geistl. Rat. Trier, Paulinus-Druckerei, 1927. 238 S. 8°. Geb. M 3.20.

St. Augustinus ist auch für das 20. Jahrhundert noch ein zeitgemäßer Lehrer. Das tun die beiden Büchlein kund. Auer bietet uns nicht nur den gewandt übersetzten Text der berühmten Schrift De catechizandis rudibus, sondern zu jedem Kapitel auch das Wichtigste von den Erläuterungen des großen Erneuerers der kath. Katechese im Bereich des deutschen Sprachgebietes Augustin Gruber, Fürsterzbischofs von Salzburg († 1835). Im Zeitalter der Methodenreiterei eine nützliche Schrift zur Besinnung auf das Wichtigere.

Kammer bietet kein eigentlich augustinisches „Werk“, sondern eine Blumenlese der tiefsten Gedanken des großen Kirchenvaters. Die von Bischof Arnoldi früher herausgegebenen Auswahlstücke legen in 16 Kapiteln herrlichen Stoff vor zu den Fragen: Gnade, Vorsehung, Leiden, Sünde, Seligkeit, Gottes- und Nächstenliebe u. a. Eine schöne Gabe in hübschem Gewande.

Th. Mönnichs S. J.

Surin, Joseph, S. J.: Geistliche Zwiegespräche. Unterricht über die christliche Vollkommenheit. 2., verb. Aufl., eingeleitet und besorgt von Karl

Richstätter S. J. Paderborn, Bonifaciusdruckerei, 1929. 427 S. kl. 8°.

Die erste neuere Ausgabe dieses vorzüglichen Büchleins war im Jahre 1892 erschienen und ist längst vergriffen. Wir sind dem unermüdlchen Pater Richstätter zu großem Danke verpflichtet, daß er durch Besorgung der 2. Auflage dasselbe wieder darbietet.

Die Worte des Umschlages: „ein sicherer Führer zu solider Tugend — Eine wertvolle aszetische Schrift eines erfahrenen Seelenführers, eines tiefen Kenners des Menschenherzens, eines wahrhaft apostolischen Mannes, eines großen Mystikers“ sind volle Wahrheit.

Mit Recht weist P. R. in seinem Vorwort darauf hin, daß wir die wichtigsten Grundsätze des hl. Ignatius über das geistliche Leben in dieser Schrift ausgeprägt finden. In den 5 Büchern: Das Verlangen nach der Vollkommenheit, Tugendstreben, Gott zu eigen, wahre Innerlichkeit, Leben aus der Gnade, werden alle wichtigen Fragen des Strebens nach Vollkommenheit behandelt.

Die Neuauflage weist verschiedene Verbesserungen auf. Es sind einige Kapitel ausgelassen, die zum Teil mehr überflüssig waren, zum Teil mißverständliche Ausdrücke enthielten. Anmerkungen beugen falschen Auffassungen mancher Stellen vor. Ebenso zeigen sich überall stilistische Verbesserungen.

Es wäre nur zu wünschen, daß das bedeutendste Werk dieses hervorragenden Aszeten, sein geistlicher Katechismus, auch bald in neuer Bearbeitung dargeboten würde.

Franz Sales Hatbayer S. J.

Neu, Augustin, S. J.: **Johann Philipp Roothaan, der bedeutendste Jesuitengeneral neuerer Zeit († 1853).** Mit einem Titelbild. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Hrsg. von Konstantin Kempf S. J.) Freiburg, Herder, 1928. VIII u. 255 S. 8°. M 7.—

Der Verfasser hat sich in dieser deutschen Bearbeitung ganz an das große holländische Werk von P. Petrus Albers S. J. angelehnt (Vorw. VI). Was dem schlicht gehaltenen Buch besonderes Interesse verleiht, ist wohl zunächst die innige Verknüpfung

des geschilderten Lebenslaufes mit einer ungemein wechselvollen, sturmbelegten Periode der Ordensgeschichte. Das Fortleben spärlicher Reste der aufgehobenen Gesellschaft in Rußland, die allgemeine Wiederherstellung, der neue Frühling, über dem sich aber bald wieder schwere Gewitterwolken zusammenballen, all das spiegelt sich im Leben des Mannes, der alles nur ansieht im Lichte Gottes und der Ewigkeit, der sich im Wandel der Dinge und der Menschen stets gleich bleibt in seiner Innerlichkeit, Demut und in seinem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott und den Segen der Regeltreue.

Eine kleine Bemerkung sei hier gestattet. Vorausgesetzt, daß die S. 252 berichtete Äußerung des todkranken Generals von der Gewißheit seiner Auserwählung ganz getreu überliefert ist, wäre hier eine klärende Anmerkung dringend nötig gewesen, in welchem Sinne er nämlich gleichzeitig in seiner Demut eine Offenbarung in Abrede stellen konnte. P. Roothaan scheint damit wohl nur eine feierlichere Form von Offenbarung ablehnen zu wollen, keineswegs aber jede außerordentliche Mitteilung vonseiten Gottes, wie sich das aus den kurz vorher angeführten Worten („der Herr hat mir versichert, daß alle meine Sünden vollkommen vergeben sind“) ergibt.

Verschiedene Abschnitte, besonders aber das Kapitel über P. Roothaans Grundsätze in der Ordensleitung, gewähren dem Leser einen schönen Einblick in den echten Geist der Gesellschaft Jesu, so wie ihn der Stifter sich gedacht hat. Doch kann man nur wünschen, daß das Buch weit über die Gesellschaft hinaus recht vielen Lesern, besonders aus dem Ordensstand, behilflich sei, sich zu bestärken in einer wahrhaft überzeugten Hochschätzung des innerlichen Lebens, der eigenen Ordenssätzen und in der ganz konsequenten Ablehnung des Weltgeistes.

F. X. Dander S. J.

Im Dienste Gottes und der Menschen. Ein Lebensbild des Dieners Gottes Konrad Birndorfer v. Parzhama, Laienbruder aus dem Kapuzinerorden († 1894), von P. Joseph Anton O. M. Cap. München, Kösel u. Pustet, 1928. 218 S. kl. 8°.

In einem Dekrete der Ritenkongregation vom 28. Mai 1924 hat die hl. Kirche zum erstenmal die Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf den einfachen Laienbruder Konrad von Parzham aus dem Kapuzinerorden gelenkt. Weitere Sitzungen und Dekrete der hl. Kongregation aus den letzten Jahren eröffnen die Aussicht auf baldige Seligsprechung.

Das heiligmäßige Leben des demütigen Bruders wird in diesem Buche schlicht und einfach dem christlichen Volke geboten: Der schüchterne Bauernbursche, der den Menschenumgang gemieden und sich immer nach der verborgenen Kloster einsamkeit gesehnt hat, vermittelt als Pförtner in Altötting durch mehr als 40 Jahre den segensreichen Verkehr zwischen Kloster und Welt. Ein Apostel der Gottes- und Nächstenliebe, ein stummer Prediger, der schon durch sein bloßes Erscheinen allen Ehrfurcht einflößt, Sünder bekehrt, Unglücklichen Vertrauen, Armen Hilfe und Trost spendet. — Er besaß die Gabe der Unterscheidung der Geister, hatte oft Einblick in die Geheimnisse der Herzen und schaute mit Prophetenblick in die Zukunft.

Wenn man bedenkt, daß dieses erste größere Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes auch als Quellenwerk gedacht ist, dann ist es als Vorzug zu werten, daß der Verfasser seine persönliche Zuneigung nur gelegentlich ganz leise anklingen läßt. Das Buch ist ruhig gehalten. Dem Charakter des Quellenwerkes entspricht die große Zahl der Verweise auf die Akten der Seligsprechung. Die Einteilung nach dem bekannten Schema: Leben—Tugenden bedingt manchmal Wiederholungen von Einzelzügen, die aber nicht störend wirken.

In klarem, schlichtem Stil geschrieben, verbindet das Buch in glücklicher Weise die beiden Zwecke der Erbauung und kritisch sachlichen Darstellung. *Franz X. Weiser S. J.*

Ermer, Eleutherius, O. F. M.: Bruder Jordan Mai. Gedanken und Erinnerungen. Ein Beitrag zu seinem Lebensbild. Werl, Franziskus-Druckerei, 1928. VI u. 251 S. 8^o.

Das ergreifende Leben eines großen Beters aus dem Franziskanerorden. In stiller Einsamkeit des Klosters zu Dort-

nund verbrachte Bruder Jordan Mai ein Leben des apostolischen Gebetes und der opfernden Sühne. Als er im Februar 1922 gestorben war, verbreitete sich rasch die Verehrung zu ihm, und Hunderte von Wallfahrern besuchen seither sein stilles Grab.

Aus der berufenen Feder eines Mitbruders, der als Oberer die letzten elf Jahre mit ihm zusammenweilte, erflossen die persönlichen Erinnerungen und Eindrücke zu diesem Lebensbild. Es behandelt in systematischer Folge das Gebets- und Tugendleben des Dieners Gottes, soweit es aus seinem zurückhaltenden, etwas verschlossenen Wesen nach außen erkennbar wurde. Aus einigen Einzelzügen und gelegentlichen Andeutungen schimmert ein mystisch benadetes Gebetsleben von seltener Tiefe und Kraft. Das Anziehende und Liebenswürdige in diesem Leben ist der apostolische Zug: Bruder Mai hat durch seine nächtlichen Gebete, durch sein mystisches Ringen mit Gott unzähligen Menschen Gnade und Segen erfleht.

Dem Buche fehlt der warme Hauch der Unmittelbarkeit, wie er so gewinnend aus dem Lebensbild des Bruder Konrad strahlt. Grund dafür dürften neben der Verschiedenheit des Volkscharakters die zahlreich eingestreuten Reflexionen und didaktischen Ausführungen sein, die das eigentliche Lebensbild durchweben. Dafür gewinnt aber das Buch durch seinen straffen Aufbau und seinen klaren Einblick in die Zusammenhänge des geheiligten Lebens mir den Gnadenquellen der katholischen Kirche.

Franz X. Weiser S. J.

Adrian, Josef: Die Erziehung zur Frömmigkeit. Ein Versuch streng psychologischen Aufbaues. Mergentheim, Ohlinger, 1927. 86 S. 8^o.

Der Inhalt dieses Schriftchens hat dem Verfasser, laut Vorwort, recht lobende Zustimmungen eingetragen. Es enthält zweifellos sehr viel Vortreffliches zur Frömmigkeitserziehung und kann aufrichtig bestens empfohlen werden. — Vielleicht dürfen gleichwohl einige Verbesserungsgedanken hier zu Wort kommen. Zunächst ist der Untertitel „ein Versuch streng psychologischen Aufbaues“ trotz S. 56 mißver-

ständig. Sodann bedeutet einiges, was seinerzeit als Stärke des mündlichen Vortrages zu gelten hatte, für das gedruckte Buch nicht das Gleiche; dahin gehören persönliche Erlebnisse und Geschichtchen. Auch hätten bei der Drucklegung eine Reihe Purzelbäume bei Wort- und Sacherklärungen nicht unbeanstandet bleiben dürfen: z. B. „Tugend ist das, was etwas taugt oder (?) wert ist.“ (!) (S. 16). „Die (? es gibt verschiedene —) Tugend nun, die sich auf Gott bezieht, ist die Gottesliebe oder (!) Frömmigkeit“ (S. 16). „Nun ist aber alles heilig, was von Gott ist und für Gott und nach Gottes Plan und Willen, mit anderen Worten: *Alles*“ (?) (S. 16/17). „Damit ist die unmittelbare und vollkommene Gottesliebe oder Frömmigkeit genannt“ (S. 35); es mag unmittelbare und mittelbare Frömmigkeit unterschieden werden können, aber „unmittelbare Gottesliebe“ ist keine theologische Ausdrucksweise. Außerdem ist Gottesliebe und Frömmigkeit, die S. 16 und 31 als „Ehrfurcht vor Gott und allem Göttlichen“ erklärt wird, keineswegs dasselbe. Ist der S. 20 behauptete Unterschied zwischen *habitus* und *virtus* der gebräuchliche? Scholastische Termini werden auch sonst in verändertem Sinne verwandt, z. B. „Formalobjekt“ (S. 35), die verschiedenen Kausalitäten (S. 79).

Th. Mönichs S. J.

Buytendijk: Erziehung zur Demut. Leipzig, Der Neue Geist, Verlag, 1928. 88 S. M 2.30.

Das Schriftchen sei nur genannt zu folgender **Warnung**: Niemand denke bei diesem Titel an eine Anweisung zur Erringung der Demut! — Der Verfasser will einem vollständigen Bruch mit der bisherigen Unterrichts- und Erziehungsweise das Wort reden. Leider hat die Erkenntnis: „Dilettantismus gibt es unter uns genug“ (S. 12) den dort bedingt ausgesprochenen Gedanken, „ich würde nicht über Erziehungswissenschaft schreiben“, nicht zur Ausführung gelangen lassen.

Th. Mönichs S. J.

Fahsel, Helmut: Ehe, Liebe und Sexualproblem. Freiburg, Herder, 1928. IX u. 142 S. 8^o. Geb. RM 5.40.

Das so oft und manchmal so widrig behandelte Thema von Ehe und Liebe mit ihren Problemen wird in diesem Buche auf eine neue und edelste Art beleuchtet. Ausgehend von der sechsfachen Weise der Liebe — hier Eros genannt —, wie sie im Gastmahl Platons erscheint, vermag der Verfasser die natürliche Ordnung des vegetativen, animalen und rationalen Strebens im Menschen in klarer Auflösung und harmonischer Verbindung rein gedanklich darzustellen. Es ist für den philosophisch geschulten Leser geradezu reizvoll, dem ersten Spiele des Führers zu folgen und die heikelsten Dinge mit den abstrakten Begriffen des „erkenntnislos bedürftigen“, des „sinnlich bedürftigen“, des „geistig bedürftigen“, des „erkenntnislos zeugenden“, des „sinnlich zeugenden“, und endlich des „geistig zeugenden Eros“ geschildert zu sehen. Wie wohl behauene Steine reiht sich Gedanke an Gedanke, Satz an Satz, oft blitzlichtartig in dunkle Tiefen der Seinsordnung hineinleuchtend. Den Schluß und zugleich den Höhepunkt des Buches bildet der Abschnitt über den „göttlichen Eros“, eine herrliche philosophische Betrachtung über die mystische Ehe, über die sakramentale Ehe, über die Unauflöslichkeit der Ehe und über die Jungfräulichkeit. — Das Buch ist keine leichte Lesung. Wer sich aber auf philosophisches Denken einstellt und, die eingangs erklärten Ausdrücke und Begriffe fest im Sinne behaltend, dem Verfasser bis zum Ende folgt, wird von dem Buche mit geistiger Bereicherung scheiden.

Job. Bapt. Limberg S. J.

Oertzen, Augusta von: Maria, die Königin des Rosenkranzes. Eine Ikonographie des Rosenkranzes durch zwei Jahrhunderte deutscher Kunst. Augsburg, Benno Filser, 1925. 95 S. u. 32 Abbildungen. 8^o.

Dieses schmucke und inhaltsreiche Büchlein ist ein sehr ansprechender Beitrag zur Geschichte der katholischen Frömmigkeit, deren besondere Gestalt in den Tiefen des deutschen Volkstums wurzelt. „Die Maria im Rosenkranz wächst heraus aus der Kriemhild altdeutscher Idealgestalt. Die Entwicklung ist zeitlich, örtlich und durch den Personenkreis so nahegerückt, daß man nicht daran vorübergehen kann. Auf

heiligem Boden ragte das Siegfriedsgrab hinein in die christliche Welt, uralten Heidentums ewige Gestalt; die schöne Kriemhild im Rosengarten verjüngt sich in mystischer Verflechtung zum neuen Symbol der Kirche, zur Maria im Rosenkranz. Auch der Kranz von Rosen, in den sich das schon längst gebrauchte Paternoster seit 1475 unter der neuen Rosenkranzbruderschaft wandelt, hat seine Heimat im Rosengarten der Kriemhild zu Worms. Schon die ersten Holzschnitte zeigen Maria im Kreise von Betern, die wirkliche Rosenkränze in den Händen halten. Die Entwicklung verengert sich in 30 Jahren, schließt sich immer fester an das Vorbild an, bis 1506 Maria, die Gottesmutter, den Kranz auf das Haupt des Kaisers drückt, wie Kriemhild, die züchtige Königin deutscher Sage“ (S. 5). Der erste geschichtliche Teil behandelt das allmähliche Aufkommen jener Gebetsformen, die zu unserem heutigen Rosenkranz führten, die Legende von der Einführung des Rosenkranzes durch den heiligen Dominikus und die Stiftung der ersten Rosenkranzbruderschaft in Köln. Das heilige Köln, wo seit dem Einzug der Dominikaner (1221) die Marienverehrung mächtig emporgeblüht war, hat auch den Ruhm, die Wiege der Rosenkranzbruderschaft zu sein, die hier in schwerer Zeit, am 8. September 1474, in der Dominikanerkirche durch den Prior Jakob Sprenger errichtet wurde. Bei der feierlichen Einschreibung am 8. September des folgenden Jahres schrieb als erster Kaiser Friedrich III. seinen Namen, den seiner Gemahlin und den seines Sohnes Maximilian in das Bruderschaftsbuch; viele Tausende von Rosenkranzbetern folgten seinem Beispiel, so daß die Einschreibung drei Stunden in Anspruch nahm. Von dem Aufschwung, den nun das Rosenkranzgebet nahm, gibt der zweite Teil des Buches ein anschauliches Zeugnis. Unter genauer Angabe des Fundortes und der Literatur und mit vielen geschichtlichen Erläuterungen werden hier die einzelnen auf die Rosenkranzandacht bezüglichen Bilder und Typen beschrieben. An dritter Stelle erscheinen Bilder von der Stiftung der Bruderschaft, an zweiter Illustrationen der Legenden von Rosenkranzwundern (St. Dominikus empfängt von Maria den Rosenkranz, der Mönch und die Rosenkränze), an erster Stelle Rosenkranzbilder mit Ma-

riendarstellungen: die Schutzmantelmaria im Rosenkranz, insbesondere als Beschützerin in der Pestgefahr; die Krönung Marias mit Rosenkranzbetern; die Maria Immaculata im Rosenkranz, mit oder ohne betende Brüder, insbesondere als Retterin aus dem Fegfeuer, dieselbe in der Plastik; die Rosenkranzmaria im Rosenhag; die Verkündigung Marias im Rosenkranz, in demselben die Anbetung des Kindes, Maria mit dem Christuskind, Maria, die Schmerzensmutter, Maria und Johannes mit dem Schweißtuch Christi, die heilige Anna Selbdritt. Das Büchlein ist nicht nur kulturgeschichtlich, namentlich kunstgeschichtlich sehr verdienstvoll; auch die Frömmigkeit kann aus dem Beispiel unserer Altvorderen reiche Anregung erhalten.

Peter Sinthern S. J.

Trubetzkoy, Eugen N.: **Alt-russische Ikonmalerei.** Herausgegeben und eingeleitet von Nikolaus v. Arseniew. Paderborn, Schöningh, 1927. XI u. 99 S. 8°. M 3.75.

In der Einleitung stellt Arseniew uns den Verfasser vor als das Vorbild eines großen Patrioten, eines großen Kirchenmannes, eines wahren Christen, dabei eines wahrhaft christlichen, tief sinnigen Denkers und eines edlen Menschen. Nach dem vorliegenden Werke zu schließen, kann man diesem Urteile nur beipflichten. Unter dem gemeinsamen Titel: „Die religiöse Weltanschauung der altrussischen Ikonmalerei“ sind zwei Vorträge wiedergegeben: „Zwei Welten“, worin der Schwerpunkt auf der Erklärung der Ikonen liegt, und: „Eine Weltanschauung in Farben“, welche die Ikonen in lebendige Verbindung mit dem altrussischen Kirchenbau setzt. Beide Vorträge ergänzen einander als Ganzes und in vielen Einzelheiten.

Bisher sahen selbst die Russen in einer Ikone nicht viel mehr, als einen schwarzen Fleck in einem Gold- oder Silbergehäuse. Das wurde anders 1916, als man begann, die erst seit Ende des 16. Jahrhunderts an die seit dem 12. Jahrhundert gemalten Bilder angebrachten Gold- und Silberpanzer herabzunehmen und die Bilder einem modernen Reinigungsverfahren zu unterwerfen. Man stand staunend vor einer ungeahnt reichen und farbenprächtigen Welt.

Ein ganz neuer Zugang eröffnete sich zu den Tiefen der russischen Volksseele, ihrem Denken und Wollen, ihrem Lieben, Fürchten und Hoffen. Eine wunderbar ausgebildete Farbensymbolik führt die Menschheit aus dem dunklen Erdengrunde mit bezwingender Gewalt empor zur höchsten Höhe des reinen, göttlichen Lichtes. Die starren Asketengestalten, die denen da drunten Entsagung predigen, beleben sich, „der Aufschwung zum Paradiese drückt sich ausschließlich durch ihre Augen aus“, „und gerade dadurch, daß das geistige Leben bloß durch die Augen eines völlig unbewegten Antlitzes zum Ausdruck kommt, wird in symbolischer Weise die außergewöhnliche Kraft und Macht des Geistes über den Körper gekennzeichnet. Man erhält den Eindruck, als ob das ganze körperliche Leben in Erwartung einer höchsten Offenbarung, auf die es lauscht, gleichsam erstarrt sei“. Die unbewegliche Ruhe auf den Ikonen wird nur denjenigen Gestalten zuteil, die schon nicht mehr ihr eigenes, sondern ein übermenschliches Leben leben“ (S. 76 f.). Bei der Büssergestalt des Täufers ist letzteres zugleich durch zwei große Flügel ausgedrückt, die der Maler ihm gegeben. In der Verkörperung auf Tabor zeigen die drei Apostel, die noch nicht der jenseitigen Welt angehören, alle Zeichen des Schreckens. Noch bewegter sind die in die Hölle stürzenden Verdammten in der Szene des Weltgerichtes dargestellt.

Aber die Ikonenmaler sind auch Meister in der Darstellung feinerer und feinsten Seelenstimmungen. Die „Königspforte“ der Ikonostase, mit den vier Evangelisten und der Verkündigung als dem kurzen Inhalt ihrer Frohbotschaft, erweckt immer die heitere, fröhliche Stimmung, die für das russische Volk von diesem Feste, wo die ganze Kreatur gemeinsam mit den Menschen frohlockt, unzertrennlich ist; bald ist es der farbige Regenbogen auf goldenem Hintergrund, bald das fröhliche Spiel der Engelsflügel um die Mutter Gottes und die Evangelisten, bald sind es Ströme eines alles überflutenden hellen Mittagssonnenlichtes, durch welche diese Stimmung hervorgebracht wird. Aber die Evangelisten, ganz ins Hören und in das Niederschreiben des Gehörten vertieft, drücken in ihrem ganzen Wesen die Stimmung eines Menschen aus, der schaut und

doch nicht sieht. Beim nicht selbst schreibenden, sondern diktierenden Johannes ist der schreibende Jünger Prochoros das Bild eines Menschen, der sich ganz der Offenbarung hingibt, seine ganze Figur drückt unbegrenzt, blindes Entsagen aus. Dann wieder weiß der Maler im Evangelisten jenen Zustand des inneren Hörens auszudrücken, dem es gegeben ist, das Unausprechliche zu hören; bald durch eine nur halbe Wendung des Kopfes zu der ihm unsichtbaren Lichtquelle oder zu dem ihm Offenbarung bringenden Engel, als ob der Evangelist sich nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren zur Lichtquelle wendete; bald, indem er ihm die Haltung eines gänzlich in sich vertieften Menschen gibt, der auf eine innere, er weiß nicht woher kommende Stimme lauscht, die er nicht im Raume zu lokalisieren vermag. Aber stets wird dieses Horchen in der Ikonenmalerei als eine Wendung zum Unsichtbaren dargestellt. Selbst die menschliche Liebe wird beflügelt und gesegnet von oben herab im Lichte dieser freudigen Frühlingsstrahlen. Die Maler stellen dies dar in verschiedenen Szenen aus dem Leben Joachims und Annas. Diese Liebe im Kampf mit der Entsagung um höherer Ziele willen pflegen sie im heiligen Joseph zu verkörpern. Tiefsinnig und gedankenreich ist die Auffassung des Weltgerichtes durch die Ikonenmaler. Ein feiner Zug ist es, daß sie den, mit dem sie nicht wissen, was sie machen sollen, weil er weder lau noch warm, weder Engel noch Teufel ist, der sich nichts versagte, aber doch barmherzig war, an einen Pfahl binden, der zwischen Himmel und Hölle steht.

Der Verfasser sieht in ihm den Typus des Philisters, der zu einer ruhigen, bequemen Stellung zwischen dem Guten und dem Bösen neigt, aber doch im Grunde nicht so neutral ist, wie es auf den ersten Blick scheint, weil aus dem Schoße dieses Philistertums die blutigen Verbrechen und Kriege hervorgehen. Zeiten, wie die heutigen, wo alle bösen Geister losgelassen zu sein scheinen, zwingen die Halben zur Entscheidung. In ähnlichen Zeiten sieht der Verfasser die Antriebe zur altrussischen Kunst, welche die Menschen aus den Niederungen des irdischen Daseins durch Verzicht zu einem reineren Leben und zu beseligender Himmelshoffnung erhebt.

Religion und Nation sind für den Verfasser unzertrennlich; nicht im Sinne eines heidnischen Nationalismus, der die Religion vor den Wagen des nationalen Hochmutes spannt, sondern weil nicht nur der einzelne, sondern auch das Volk als Ganzes in die „Fülle des Alters Christi“ hineinwachsen soll, weil das Nationale, das Historischbegrenzte, das Volkstümliche geheiligt und erhöht werden soll durch das, was höher ist und über ihm steht, das Ökumenische, das Absolute, das Göttliche und den gottmenschlichen Ausdruck des Göttlichen im Organismus der Kirche, des Leibes Christi. Ohne noch zu den letzten Folgerungen zu gelangen, begegnet sich der Verfasser in bemerkenswerter Weise mit den Vereinigungsbestrebungen des Heiligen Vaters und liefert einen sehr wertvollen Beitrag zu dem vom Heiligen Vater so sehr gewünschten gegenseitigen Sichbesserkennenlernen. Eröffnet schon die altrussische Ikonenmalerei dem abendländischen Christen unerwartete Ausblicke in eine neue, schöne, ihm als Christen seelenverwandte Welt, so bereiten ihm die Ausführungen des Verfassers über den altrussischen Kirchenbau und die altrussische Kunst überhaupt noch freudigere Überraschungen. Sie zeigen zugleich, wie sehr der Universalismus des Verfassers in der religiösen russischen Seele verankert ist. Wir können hier nur einige mehr allgemeine Stellen anführen. In der altrussischen Kunst wird das Gotteshaus verstanden „als das Prinzip, welchem in der Welt die Herrschaft gebührt. Das Weltall muß selbst zum Tempel Gottes werden; in diesem Tempel muß die ganze Menschheit sich zusammenfinden, die Engel und die ganze niedere Schöpfung. Und gerade in dieser Idee des weltumfassenden Tempels ist die religiöse Hoffnung auf eine künftige Versöhnung der ganzen Schöpfung enthalten, welche der Tatsache eines allgemeinen blutigen Wirrens entgegengesetzt ist“ (S. 63). „Die große Gemeinschaft der gesamten Kreatur, der künftige Friede des Weltalls, welcher die Engel sowohl wie die Menschen und allen irdischen Atem umfassen soll, dies ist die Grundidee, die die Ikonenmalerei beherrscht“ (S. 68). „Das Wichtigste in dieser religiösen Kunst ist gewiß die Freude über den endgültigen Sieg des Gottmenschen und über die Ein-

führung der ganzen Menschheit und der ganzen Kreatur in die Kirche. Aber, um zu dieser Freude zu gelangen, muß der Mensch sich vorbereiten durch sittlichen Kampf, durch sittliche Läuterung. So wie er ist, kann er nicht ein Teil des lebendigen allumfassenden Gottestempels werden; denn da ist kein Platz für ein unbeschnittenes Herz und für einen üppig gewordenen, selbstzufriedenen, fleischlichen Menschen. Deswegen dürfen auch die Ikonen nicht nach lebenden Durchschnittsmenschen gemalt werden“, sie können nur eine symbolische Darstellung der künftigen, zum Tempel Gottes gewordenen Menschheit sein (S. 72). „Die Ikone bildet in ihrer Idee ein mit dem Tempel unzertrennbares Ganzes, und deswegen ist sie dem architektonischen Plane untergeordnet“, ja, „jede alte Ikone besitzt ihre eigene, innere Architektonik, welche man, auch abgesehen von ihrer Beziehung auf das kirchliche Gebäude, feststellen kann“ (S. 79). „In der Ikonenmalerei haben wir eine Darstellung der künftigen, zu einem Tempel Gottes vereinigten, ökumenischen Menschheit. Eine solche Darstellung muß unbedingt symbolisch und nicht realistisch sein, schon aus dem Grunde, weil diese allumfassende Gemeinschaft tatsächlich noch nicht verwirklicht worden ist: auf Erden sehen wir bloß unvollkommene Anfänge einer solchen Gemeinschaft. In der Wirklichkeit herrscht in der Menschheit Zwiespalt und Chaos; sie ist noch nicht zu einem Tempel geworden. Um sie in diesen allumfassenden Tempel hereinzuführen und darin die wirkliche große Gemeinschaft zu verwirklichen, sind Leiden und Qualen und Selbstüberwindung und sittliches Ringen nötig“ (S. 82). In Nowgoroder Ikonen sieht man oft im unteren Felde den leibhaftigen „König Kosmos“, mit der Krone auf dem Haupte, gefangen in einem unterirdischen Gewölbe sitzen, während das obere Feld das Pfingstwunder darstellt: feurige Zungen senken sich herab auf die im Tempel versammelten und auf Thronen sitzenden Apostel. Dieser Tempel stellt eine neue Welt, ein neues Reich, den neuen Kosmos dar, in dem „König Kosmos“ befreit erscheint. Der Tempel ist darum mit dem Weltall identisch. Die feurigen Zungen über den Aposteln weisen auf die Kraft hin, durch welche die kosmische Umwälzung durch-

geführt werden soll: durch den Geist der Liebe soll alles in eins gesammelt werden. „Die Einheit wird diesem Tempelbau durch das neue Lebenszentrum verliehen, um welches sich die ganze Schöpfung versammelt. Die Schöpfung wird hier selbst zum Tempel Gottes, weil sie sich um Christus und die Mutter Gottes versammelt, indem sie auf diese Weise der Wohnort des Heiligen Geistes wird. Die Gestalt Christi ist gerade dasjenige, was aller dieser Malerei und Architektur ihren Lebenssinn gibt; denn die große Gemeinschaft der ganzen Schöpfung versammelt sich im Namen Christi und stellt gerade das innerlich vereinte Reich Christi vor, als Gegensatz zum zerteilten und innerlich zerfallenen Reiche des „Königs Kosmos“. Dieses Reich wurde in eins gesammelt durch die Lebensgemeinschaft an dem Leibe und an dem Blute des Herrn. Deshalb erhält die Darstellung der Eucharistie, des höchsten Ausdruckes dieser Gemeinschaft, so oft eine zentrale Stellung in den Altarräumen der alten Kirchen. Aber wenn unsere Ikonenmalerei

in Christo, dem Gottmenschen, jenen neuen Lebenssinn erschaut, der alles erfüllen muß, so sieht sie in der Gestalt der Mutter Gottes, der Himmelskönigin, jenes liebende Mutterherz, welches in dem Akte des Gottgebärens, von dem göttlichen Feuer entzündet, zum Herzen des Weltalls wird. Gerade in jenen Ikonen, wo rings um die Mutter Gottes sich die ganze Welt versammelt, erreicht die religiöse Begeisterung und das künstlerische Schaffen der altrussischen Ikonenmalerei ihren Höhepunkt“ (S. 92). Diese wenigen Züge zur Bezeichnung der Eigenart der altrussischen Kunst mögen genügen. Ihr eigentliches Leben haben sie nur in dem Ganzen, das der Verfasser meisterhaft darzustellen versteht. Seine anschauliche Art der Schilderung läßt uns die ganz fehlenden Proben der altrussischen Ikonenmalerei weniger vermischen. Das Buch trägt wie wenige zum Verständnis der altrussischen religiösen Kunst und der russischen Volksseele überhaupt bei.

Peter Sinthern S. J

Berichtigung: In der Besprechung von Siemer, Die mystische Scelenentfaltung usw., auf Seite 87 des letzten Heftes, Spalte 2, Zeile 13 von unten, sind die Worte: „gelassen“. Den als Beleg angeführten Stellen“ zu streichen und dafür zu setzen: „gelassen, ob die Gaben des Heiligen.“